Beweise für die Tatsache, daß Gott den Barmherzigen auch Barmherzigkeit erweist.

Gott hat uns die zehn Gebote gegeben und verlangt deren Befolgung. Und doch wird er merkwürdigerweise am Tage des allgemeinen Gerichtes nicht sagen: „Du hast meine Gebote befolgt; darum komme her, Gesegneter meines Vaters.“ Vielmehr wird er sagen: „Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist, durstig, und ihr habt mich getränkt“ u. s. w. Daraus dürfen wir den trostvollen Schluß ziehen, daß Gott der Allmächtige für alle auch die sündhaftesten Menschen, Mittel und Wege finden wird, sie zur Gnade zurückzurufen, wenn sie nur mildtätig und barmherzig gewesen sind. — Darum gehe hin, mein Christ, und „kaufe dich los von deinen Sünden durch Almosen.“

Aus dem Tagebuch eines Neugebornen.

Von einem Dr. med.

Erster Tag. Wie freu' ich mich auf's Sonnenlicht und den blauen Himmel, auf die frische, reine Luft und Abkühlung meiner heißen Haut! Wenn ich nur all' diese Herrlichkeiten schon sehen und verspüren könnte!

Zweiter Tag. Nein, diese schreckliche Hitze! Ich bin recht enttäuscht. Diese Luft, dieses Wasser, dieses Licht: wie ganz anders habe ich mir das vorgestellt! Aber Geduld, es wird nach und nach schon kommen. Die alte Frau, die mich pflegt, versteht mich, scheint's, gar nicht recht.

Fünfter Tag. Wenn's so fortgeht, halt ich's nimmer lang aus. Den ganzen lieben, langen Tag muß ich vergraben liegen in Federbetten, kaum daß ich ein klein bischen Luft schnappen kann. Zwei leinene und eine wollene Windel, ein Hemdchen, ein wollenes Jäckchen, ein mit Federn gefülltes langes Kissen, in das ich vom Hals bis zu den Füßen gewickelt bin, drüber eine dicke, mit Federn gefüllte Bettdecke, die Vorhänge meiner Lagerstatt zugezogen, das Zimmer durch doppelte Gardinen verdunkelt, die Fenster fest verschlossen — so muß ich armer Wurm von früh bis abends liegen. Meine glühende Haut ist noch schlechter dran wie der heiße Ofen neben mir, der seine Wärme doch wenigstens weggeben kann. O, wüßte ich doch, was ich tun sollte! Schreie ich, so bringt mir die alte Frau heiße Milch zu trinken, die meine Qualen noch vermehrt, habe ich kalte Hände, weil mein armes Hirn und die Haut vor Hitze glühen, so bringt mir die grausame Alte noch ein paar Federkissen. Ich möchte vergehen vor Qual — ich drehe die halbgeschlossenen Augen nach allen Seiten hilfesuchend umher, aber meine Quälerin sagt: „Das Kind friert, es braucht mehr Wärme“, und wirklich heizt die Entsetzliche im Ofen nach und legt mir obendrauf noch die dickste Wolldecke, die sie findet. Kommt mir denn niemand zu Hilfe?

Zehnter Tag. Wieder eine fürchterliche Nacht! Eine Luft zum Ersticken! Ich schrie, was ich herausbrachte, aber man verstand mich nicht. Ich mußte trinken, trinken und wieder trinken, bis mir der Magen überlief. Heute Morgen, als ich mich nach dem Bade sehnte und hoffte, es werde endlich einmal das Wasser kühler sein, als bisher, ward ich nur ein ganz klein wenig ausgepackt und gleich wieder in meinen schrecklichen Federsack eingewickelt. Die alte Frau meinte, ich wäre krank und war zum Doktor gelaufen. Der hatte mich in meinem Kissengrab angeschaut, half mir aber nicht, so innig ich ihm mit wehmutsvollen Blicken mein Leid zu klagen suchte. Eine halbe Stunde darauf mußte ich aus einem Löffel abscheulich riechendes und fast süß schmeckendes Zeug schlucken, das meinem armen Magen heilen soll. Luft, Luft, reine, kühle Luft, Licht, Wasser! Soll ich denn gar nichts von dieser Welt haben?

Zwölfter Tag. Nun wird's wohl bald aus sein. Gestern war große Beratung aller meiner Tanten und Basen. Jede riet ein anderes Mittel für meine Krankheit, und alle stimmten darin überein, daß eine Erkältung die Ursache sei. Zunächst wurde Warmhalten dringend empfohlen, und dann bekam ich ein Kindermehl und zur Kräftigung Wein, der mein Gehirn noch ein bischen mehr erwärmte, so daß ich ganz totenstill wurde. Mein Leib ist durch eine Flanellbinde zusammengeschnürt, so daß ich sie nicht einmal hinaufziehen und so meine Leibschmerzen mildern kann. Frische Luft kriege ich keine wegen der Erkältung — meine Gefühle sind im Absterben. Wenn's nur bald vorüber wäre!

Dreizehnter Tag. Leb' wohl, du schöne Welt. Dein Licht und deine Luft hat man mir nicht gegönnt, ich gehe dahin, wo es keine Fesseln gibt.

Der Friedhof im Schnee.

Eben kommt von Neuß das Quirinusblatt zur Durchsicht. Noch ein kleiner Raum ist übrig, der noch bedruckt werden kann. Während wir nun Wort für Wort und Zeile für Zeile durch-

sehen, hat draußen vor dem Fenster ein anderer Druckereibesitzer seine Beschäftigung begonnen und besetzt nicht blos so kleine Quirinusblattseiten sondern weite Länderstrecken so dicht mit weißen Typen, daß nicht einmal für einen noch einzuschiebenden Zwischensatz mehr Raum bleibt. Zu Millionen und Milliarden fallen im ruhigen Spiel die Flocken vom hohen Himmel herab und legen sich sanft und leise auch nahe bei uns auf so manches Grab. Wie schön wird morgenfrüh, wenn die Sonne aufgeht, der Anblick sein! Dann hat jedes Zweiglein seine weiße Belichtung und jedes Zäckchen an den noch übrig gebliebenen Blättern seinen Stern, dann hat jede Heiligenfigur auf dem Friedhof ihr weißes Krönchen jedes Kreuz seinen Kranz und jedes kleine und große Grab seine Decke.

Dann wird es erst recht friedhofstille sein; man hört keinen Schritt der Menschen und kein Rad des Totenwagens. Alles bewegt sich, als ginge es auf weißem Sammet. Und wenn dann die Sonne aufsteigt und die ersten Strahlen durch die Bäume und Sträucher wirft, welch' ein Glitzern und Glänzen! — Wie wehmütig schön wird es dann sein auf dem sonst im Winter weniger schönen Friedhof, wenn alles ein Lilienfeld geworden:

Wie plötzlich doch bedeckt mit Eis
So Strauch als Bäume steh'n;
Auf letztem Grün das erste Weiß,
Wie wehmutsvoll zu sehn!

Was bangst du, Herz? Sei froh und kühn
Und denk' wenn Flocken weh'n:
Auf letztem Weiß das erste Grün,
Wie lieblich wird das steh'n!

Gottesdienst-Ordnung.

Sonntag, den 11. Februar 1912.

In der Münsterkirche.

Hl. Messe: 5½ (Pred.). — 6½ (Comm. d. schulpfl. Knaben). — 7½ (Pred.). — 8½ (Pred.). — 9½ (Hochamt). — 11 (Pred.).
Andacht: 1½ (Beicht d. Jungfr. Sod.). — 2½ (Katechese u. Comm.). — 5.

In der Marienkirche:

Hl. Messe: 6. — 7 (Comm. d. schulpfl. Knaben u. d. Mütter-Ver.). — 8 (Pred.). — 9 (Pred.). — 10 (Hochamt). — 11½ (Pred.).
Andacht: 3 (Christenlehre u. Comm.). — 4 (Vers. d. Mütter-Vereins). — 5 (Rosenkranz m. Pred.).

In der Dreikönigenkirche:

Hl. Messe: 6½ (Comm. d. schulpfl. Knab.). — 8 (Pred.) — 9½ (Hochamt).
Andacht: 2½ (Katechese). — 4½ Ansprache an die Eltern der diesj. Kommunionkinder. Mitwirkung d. Eltern z. Vorbereitung).

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: 5½. — 7 (Pred. u. Comm. d. Jungfr.-Congr.). — 9½ (Hochamt).
Andacht: 2½ (Christenlehre; darnach Vers. d. Jungfr.-Congr.).

In der Sebastianuskirche:

Hl. Messe: 8 (Pred.). — Andacht: 5 (Herz-Mariä-Brudersch. m. Pred.).

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: 8 (Pred.). — Andacht: 5.

In der Marienbergkirche:

Hl. Messe: 8 (Gemeinsch. Comm.). — Andacht: 2½ (m. Pred.).

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6½. — 8. — 9 (Pred.) — Andacht: 5½.

Im Laufe der Woche.

In der Münsterkirche:

Hl. Messe: Montag, Dienstag u. Mittwoch. 6. — 7¾. — 8.30. — 9.
Von Donnerstag an: 6. — 7½. — 8. — 9. — Donnerstag 8 Segens-Amt.
Andacht: Donnerstag 5 (Segens). — Samstag 5 (Salve).

In der Marienkirche:

Hl. Messe: 6½. — 7¾. (Mittwoch, z. Ehr. d. hl. Josef). — 8¼. — 9.
Von Donnerstag an: 6. — 7½. — 7¾. — 8½.
Andacht: Mittwoch 6 (z. hl. Josef). — Donnerstag 6 (Sakraments). — Samstag 6 (Salve).

In der Dreikönigenkirche:

Hl. Messe: 7½ (Schulmesse). — Dienstag, 7½. — Von Donnerstag, 15. Febr., an 7¼. — Donnerstag u. Samstag auch um 6½.

In der Josephskirche (Weißenberg):

Hl. Messe: 7. — 7½.
Andacht: Mittwoch 5 (zu Ehren des hl. Josef).

In der Sebastianuskirche:

Hl. Messe: 7½. (Mittwoch zu Ehr. d. hl. Josef m. Segen).
Von Donnerstag an 7¼.
Andacht: Mittwoch 5 (zu Ehren d. hl. Josef m. Pred).

In der Alexianerkirche:

Hl. Messe: 7½. — (Donnerstag m. Segen).

In der Marienbergkirche.

Hl. Messe: 7¾. — Von Donnerstag an 7¼. — (Donnerst. m. Segen).
Andacht: Samstag 5 Salve.

In der hl. Geistkirche (Camillianerkloster):

Hl. Messe: 6½. — 7½. — (Täglich Gelegenheit zur Beichte.)

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Nr. 6. Sonntag, den 11. Februar. 1912.

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 11. Februar. Adolf, Desiderius.
Montag, 12. Februar. Eulalius, Modestus.
Dienstag, 13. Februar. Kastor, Gisbert.
Mittwoch, 14. Februar. Valentin, Nikasius.
Donnerstag, 15. Februar. Faustinus, Severus.
Freitag, 16. Februar. Juliana, Jeremias.
Samstag, 17. Februar. Donatus, Benignus.

Evangelium am Sonntage Sexagesima.

Evangelium: Lukas 10, 1—16.

„In jener Zeit, als sehr viel Volk zusammenkam und aus den Städten zu Jesus eilte, sprach Er in einem Gleichnisse: „Es ging aus der Sämann, zu säen seinen Samen. Und als er säete, fiel einiges an den Weg: und es wurde zertreten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Anderes fiel auf den Felsen: und als es aufgegangen war, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Anderes fiel unter die Dornen: und die Dornen wuchsen mit auf und erstickten es. Und anderes fiel auf den guten Boden: und es ging auf und brachte hundertfache Frucht.“ Als Er dies gesagt hatte, rief Er: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!“ Es fragten Ihn aber Seine Jünger, was dieses Gleichnis bedeute. Und Er sprach zu ihnen: „Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen. Das Gleichnis aber bedeutet dieses: der Same ist das Wort Gottes. Die am Wege: das sind die, welche es hören: dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden. Die auf dem Felsen: das sind die, welche es hören und mit Freuden aufnehmen; doch sie haben keine Wurzeln: eine Zeit lang glauben sie, und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab. Was aber unter die Dornen fiel: das sind die, welche gehört haben, dann aber hingehen und von Sorgen, Reichtum und Wollüsten des Lebens erstickt werden und keine Frucht bringen. Was aber auf den guten Boden fiel: das sind die, welche das Wort hören und in gutem, ja in bestem Herzen es bewahren und Frucht bringen in Beharrlichkeit.“

„Der Same ist das Wort Gottes.“

Die heiligen Väter, namentlich die des Morgenlandes, führen oft den Gedanken aus, daß die sichtbaren Dinge dieser Welt gleichsam eine Bilderschrift seien, worunter göttliche Wahrheiten verborgen lägen. Wir können diese Rätselzeichen in ihrem tieferen Sinne oft nicht verstehen und denken in unserer oberflächlichen Weise meist nur an die gewöhnliche Bedeutung. Der Heiland aber, der alles mit seinem göttlichen Auge durchschaute bis auf den Grund und die geheimnisvollsten Beziehungen zwischen dem Natürlichen und Uebernatürlichen kannte, hat uns in seinen Gleichnisreden manches aufgedeckt. Die Gleichnisse oder Parabeln erzählen etwas Gewöhnliches und Alltägliches; aber in den einfachen Worten liegt ein tiefer Sinn, der auf das Höchste und Erhabenste sich bezieht. Was ist einfacher als die Arbeit des Säemannes, der den Samen ausstreut? Und welch' wichtige Wahrheiten weiß der Herr an diesen alltäglichen Vorgang anzuknüpfen! Nehmen wir heute bloß das Wort: „Der Same ist das Wort Gottes.“

Das Samenkorn ist unbedeutend klein und scheinbar tot; doch es liegt eine wunderbare Kraft und Fruchtbarkeit darin. Im Boden wird es gleichsam lebendig, es keimt und wächst und bringt Frucht, so daß man staunen muß, was alles aus dem winzigen Körnlein werden konnte. So ist das Wort Gottes auch unscheinbar und einfach; es geht nicht einher in dem prunkenden Gewande der Gelehrsamkeit, mit dem anspruchsvollen Auftreten pomphafter Phrasen. Man braucht nicht studiert zu haben, um das Wort Gottes verstehen zu können; es tritt schlicht und verständlich, ja kindlich tritt es vor uns hin, und ein Kinderherz kann es in sich aufnehmen. So gleicht es dem Samenkörnlein; aber wie dieses, so schließt auch das Wort Gottes etwas wunderbares ein, was man auf den ersten Blick nicht sieht. Das Wort Gottes birgt in der einfachen Hülle eine unergründliche Tiefe, so daß zwar ein Kind es verstehen, aber der größte Geist es nicht voll verstehen und erschöpfen kann. Es birgt fernerhin in sich eine wunderbare Kraft und entfaltet diese Kraft zu herrlichem Leben, wenn es den Boden findet.

Schaue dir ein Ackerland an, wenn es unbesäet da liegt, und schaue es wieder an, wenn es in grüner Saat oder in goldenen Aehren prangt. Wie arm und leer war es vordem, wie reich und herrlich ist es nun! Welche Veränderung! Die kleinen winzigen Körnlein haben das nackte, öde, tote Feld bekleidet mit einem kostbaren, lebenden, kunstvollen Gewande, wie kein Weber es wirken kann. Da wallen und wogen die Halme im Winde und tragen wie goldene Körnlein die fruchtschweren Aehren, die Freude des Landmannes. Wie die Saat, so wurde Gottes Wort ausgestreut auf den Acker der Welt, in die Menschenseelen. Leer und tot war die Welt, und nun prangt sie, wo immer das Christentum Eingang gefunden, in der Fülle der Tugend, in der Schönheit und dem Reichtum christlichen Lebens. Wohl mag noch manches Unkraut zwischen dem Weizen stehen; aber das kann niemand leugnen, der offene Augen und aufrichtigen Willen hat. Das Wort Gottes hat Wunder gewirkt, hat die in Sünde erstorbene Welt mit neuem Leben bekleidet, das Elend gemildert, die Herzen veredelt, die Menschen gereinigt, geheiligt. Tugenden werden geübt, die das Heidentum nicht einmal kannte; die unmenschlichen Greuel der Sklaverei sind verschwunden, wo das Christentum festen Fuß faßte; Werke der mildtätigen Nächstenliebe sind erblüht, und ein wunderbares Streben nach Vollkommenheit hat viele Seelen ergriffen und sie Engeln ähnlicher gemacht, als sterblichen Menschen. Denken wir nur an den christlichen Sternenhimmel der Heiligen.

Was das Wort Gottes wirken kann, sehen wir vor Augen. Wenn es in unserer Seele nicht wirksam und fruchtbar wird, so liegt die Schuld an uns. Man erzählt von einer Weizensaat, die man in den Gräbern der alten Egypter gefunden, die tausende von Jahren geruht hatte und noch Keimkraft besaß, so daß sie aufging und Frucht brachte.

Das Wort Gottes verliert nie seine Kraft; die Zeit hat keine Gewalt darüber; es bleibt immer neu, jung und wirksam. Die Saat bedarf zum Gedeihen des Regens und des Sonnenscheins: so müssen auch wir stets Hilfe von oben haben, die göttliche Gnade. Aber auch daran mangelt es nie, die Gnade fehlt uns nicht. Wenn wir keine Frucht bringen, so liegt die Schuld ganz allein an uns, an unserem bösen Willen, wie der

Herr es schildert in der Parabel. Darum bereiten wir unser Herz und nehmen wir Gottes Wort in der rechten Weise auf, daß es nicht an uns verloren sei.

Noch auf einen Punkt wollen wir kurz hinweisen. Das Samenkorn bringt Frucht in seiner Aehre; der gute Weizen wird gesammelt und zubereitet zur Speise; das Brot ist gleichsam eine weitere Frucht der Aussaat. So bringt auch das Wort Gottes doppelte Frucht: für dieses Leben und für das ewige, für dieses Leben Tugend und Verdienst und Zuwachs an Gnade, für das ewige den Lohn der ewigen Seligkeit, die Vollendung der Gnade in der Glorie. Das ist die ewige Frucht, die wir in ewig neuer Freude genießen sollen in der Herrlichkeit des Himmels.

Gottvertrauen.

Wirf die Sorgen auf den Herrn!
Ihm allein dein Leid vertraue
Und auf Seine Hülfe baue!
Er erhört und hilft so gern.

Zögert Er auch lange Zeit,
Scheint Er ganz dich zu vergessen,
O dann denke nicht vermessen:
Nirgends sind' ich Trost im Leid!

Oft gefällt es Seiner Huld,
Ohne Hülfe dich zu lassen;
Doch dann will Er nur erfassen,
Ob du leidest in Geduld.

Dulden, warten voll Vertrau'n
Auf den Herrn, der dir gewogen,
Der noch Keinen je betrogen:
Das heißt auf den Felsen bau'n.

Wenn die rechte Stunde kommt,
Wird Er liebend dein gedenken,
Dir in reichster Fülle schenken
Alles, was dir wahrhaft frommt.

Welch hohe Bedeutung der Arbeiterstand hat.

II.

Noch ein zweiter Punkt verdient unsere Aufmerksamkeit. Jedem Volke hat Gott der Schöpfer gewisse natürliche Tugenden gegeben, ein kostbares Talent, das von Geschlecht auf Geschlecht vererbt wird und das nur schwer veräußert werden kann durch unnatürliche Verbildung, durch widernatürliches Haschen nach Fremdländischem, durch Ausschweifung und Sünde. Und ich glaube, daß das Volk, dem wir angehören, in dieser Beziehung seinem Schöpfer zum besonderen Danke verpflichtet ist. Denn dasselbe hat von ihm gleichsam als Wiegengeschenk reiche Gaben erhalten, nämlich eine gewisse Neigung zum sinnigen und ruhigen Denken, ferner ein tiefes Gefühl für Rechtlichkeit, das mehr ist als die Gerechtigkeit des Gesetzes und der Ehre, und endlich eine kindlich aufrichtige Treue und Herzlichkeit der Gesinnung. So ist es denn gekommen, daß deutsche Treue und deutsche Ehrlichkeit einstens sprüchwörtlich waren.

Dieses hohe und sittliche Erbgut unserer Nation ist nun am besten geschützt und gesichert in der arbeitenden Klasse der Gesellschaft. In ihr macht sich ja nicht so leicht ein verderblicher Einfluß des Auslandes geltend wie in den hohen Ständen; in ihr richtet nicht so leicht ein verkehrter Zeitgeist seine entsittlichenden Verheerungen an, weil sie mit ihm weniger liebäugelt; unser arbeitendes Volk bewahrt sich in seinen schlichten Verhältnissen und in seinen Mühen und Sorgen viel eher die guten natürlichen Gaben, mit denen der Schöpfer es ausgestattet, als dies die Vornehmen tun, welche den Ernst des Lebens oft weniger kennen, sich den entnervenden Zerstreuungen und Vergnügen mehr hingeben und viel gieriger nach pikanten Neuigkeiten und Neuerungen haschen.

Diese und noch andere Ursachen erklären es, daß gerade im arbeitenden Volke eine große Macht zur Erhaltung des religiösen und sittlichen Lebens sich vorfindet. So hat dasselbe denn manchmal noch lange Zeit sich den Glauben und die Tugend bewahrt, während andere Stände sich in ihrer Verblendung von ihnen losgesagt hatten. Vom arbeitenden Volke aus mußten diese höheren Güter wieder dorthin verpflanzt werden, von wo man sie verdrängt und verbannt hatte. Haben dagegen auch die arbeitenden Klassen sich von der Religion losgesagt, ist das Laster unter ihnen heimisch geworden und hat es seine Schmach bei denselben verloren, dann wehe einem Lande, wehe einem Staate! Dann überfluten die Wogen des Verderbens mit ihrem schmutzigen Schlamme alle Lebensverhältnisse; kein Herz, keine Familie bleibt von ihnen verschont. Die Gesellschaft ist nur mehr gleich einem

verwesenden Leichname, der Alles mit seinem Gifte verpestet; Rettung ist kaum mehr möglich, es sei denn, daß Gott in seiner Barmherzigkeit die Geißel in seine züchtigende Hand nimmt und sie über den Rücken eines solchen Volke so lange schwingt, bis es wieder zur Einsicht kommt und in sich geht. Darum ist es ein so großes Verbrechen an der Gesellschaft, dem arbeitenden Volke seinen Glauben zu rauben und es der Tugend zu entfremden.

Selbst auch in politischer, in staatlicher Beziehung besitzt die arbeitende Klasse keine geringe Bedeutung. Zwar sitzt bei uns kein Landmann am Ministertische, zwar befindet sich kein Fabrikarbeiter, kein Handwerker als Gesandter an dem Hofe eines anderen Fürsten, zwar entscheidet der gewöhnliche Mann in seinem Arbeitskittel nicht bei politischen Verwickelungen über Krieg und Frieden, obschon oft genug aus niedriger Hütte großartig begabte und tatkräftige Männer hervorgingen, welche dem Staate die besten Dienste geleistet haben. Doch davon will ich nicht weiter reden. Ist es nicht zum großen Teile unser arbeitendes Volk, das mit seinen Abgaben den Staat unterhält, so daß seine Beamten das Land regieren und verwalten, daß sie für Aufrechthaltung der Ordnung und des Rechtes sorgen können? Ist es nicht unser arbeitendes Volk, das zur Zeit des Krieges, wo das ganze Land vor banger Erwartung zittert, dem Feinde seine kräftigen Männer und seine mutigen Jünglinge wie eine feste Mauer entgegenstellt und so das Vaterland mit dem Blute seiner teuersten Söhne vor Schmach und Verderben schützt? Ist es nicht unser arbeitendes Volk, das in Friedenszeiten für die gedeihliche Entwicklung und Blüte des Staates dadurch wesentlich beiträgt, daß es ruhig seiner Beschäftigung nachgeht, in Ordnung und Frieden lebt, die von Gott gesetzte Obrigkeit achtet und sich willig beugt unter das Joch der Autorität?

Allerdings hat die Geschichte mehr wie einmal gezeigt, daß auch im Arbeiterstande revolutionäre Gelüste und Bestrebungen sich geltend machen können; ein Blick in die Gegenwart mag uns davon heute hinreichend überzeugen. Worin liegt der Grund? Unser arbeitendes Volk wird nur revolutionär, wenn man es lange Zeit an der notwendigen Fürsorge für dasselbe hat fehlen lassen, wenn die vermögenden Klassen vergessen, was sie als Christen den ärmeren christlichen Brüdern schulden, oder durch Betörung von Verführern, die ihm seinen Glauben rauben und es durch trügerische Versprechen von Gold und Freiheit gegen die bestehende Ordnung aufhetzen. Seiner Natur nach ist es konservativ, hält treu zu Thron und Altar und bildet so einen festen Damm gegen staatliche und soziale Unordnung und Revolution.

So ist also der Stand der Arbeiter, wie wir kurz gezeigt haben, ein höchst bedeutsamer in Bezug auf das irdische Wohl, die Religion, die guten Sitten und die staatliche Ordnung eines Volkes. In dieser vierfachen Hinsicht geht ein reicher Strom des Segens von ihm über die ganze Menschheit aus. Der Arbeiterstand verdient darum unsere ganze Hochschätzung und unsere liebevollste Aufmerksamkeit, auch die der Höchstgestellten und Mächtigsten dieser Erde. Nur Stolz und Torheit kann den einfachen Arbeiter verachten und mit Geringschätzung an ihm vorüber gehen.

Beharrlichkeit.

Das Wort kommt von Beharren, d. h. in einem Zustande oder in einer Tätigkeit andauernd bleiben, in die man einmal gekommen, die man einmal angefangen hat. Die Himmelskörper z. B. beharren infolge der Anziehungskraft in ihrer Bewegung. Der auf der Erde liegende Stein beharrt in seiner Ruhe, wenn nicht eine andere Kraft ihn in Bewegung bringt.

In der Natur ist dieses Beharren an bestimmte mit Notwendigkeit wirkende Gesetze gebunden. Nicht so beim Menschen. Da er einen freien Willen hat, so liegt es bei einer Menge seiner Handlungen in seiner Macht, ob er sich überhaupt zur Tätigkeit, zum Handeln entschließen will, und wenn er sich dazu entschlossen und irgend eine Tätigkeit begonnen hat, auch darin beharren, d. h. sie weiterführen will.

Es steht z. B. ganz bei mir, ob ich heute einen Spaziergang überhaupt machen, und wenn ja, ob ich ihn weiter fortsetzen oder bald wieder abbrechen will. Es können in letzterem Falle wie in vielen anderen, Verhältnisse eintreten, die es mir notwendig oder zweckmäßig erscheinen lassen, diese einmal begonnene Tätigkeit wieder aufzugeben, einmal, weil der Spaziergang ja überhaupt nur auf einen kleineren Zeitraum berechnet ist, dann, weil vielleicht Müdigkeit, eine andere zu verrichtende Arbeit oder die Pflicht, die mir zur Verfügung stehende Zeit anders zu benutzen, mich bestimmen, ihn zu verkürzen. Hier ordnen sich aber die verschiedenen wechselnden Beschäftigungen verschiedenen Zwecken unter.

Wir bemerken diesen Wechsel ja auch bei den unvernünftigen lebenden Wesen. Da jedes Leben Bewegung ist und jedes Leben verschiedene unmittelbare Ziele haben kann, ist auch hier ein Wechsel der Tätigkeit. Des Vogels Tätigkeit z. B. besteht in einem großen Teil des Jahres darin, daß er sich seine Nahrung sucht. Im Frühling aber hat er neben dieser

Sorge noch eine andere, er baut sein Nest, brütet, füttert die Jungen usw.

Da nun die Intelligenz des Menschen ihm eine ungezählte Menge von Dingen als erstrebenswert darstellen kann, er also eine Menge Dinge unmittelbar zum Ziele seines Strebens zu machen vermag, so kann hier von keinem Beharren bei einer und der nämlichen Sache nicht die Rede sein.

Je komplizierter das Leben, je mehr man von ihm erwartet und wünscht, je mehr wirkliche oder vermeintliche Bedürfnisse der Mensch glaubt in demselben zu haben und befriedigen zu müssen, je mehr er die verschiedenen Dinge in Natur, Kunst, Mode, Wohnung, in den Nahrung und Kleidung betreffenden Erzeugnissen in Beziehung zu sich und seinem Begehren setzt, desto unbeständiger, desto flatterhafter wird er. Sein ganzes Seelenleben, sein Denken, Wünschen und Wollen wird in den Fluß der ihn umgebenden Dinge hineingezogen und darum fließend und wechselnd wie diese selbst.

Je größer und schneller der Wechsel der Verhältnisse heutzutage ist, so daß sie schnell wie in einem Kinematograph an uns vorüberziehen, so wird, wie bei den Bildern im Kinematograph das Auge, im Leben die Seele von diesen wechselnden Lebensbildern an-, das Interesse derselben in sie hineingezogen und so der Geist, die Seele selber, unbeständig. Darum ist es nicht zu verwundern, daß die Unbeständigkeit, die Flatterhaftigkeit, die Willenlosigkeit die Signatur unserer Zeit ist.

Geben wir nun gerne zu, daß mit Rücksicht auf die mannigfachen Zwecke des Lebens dieses Leben selbst in Denken und Streben vielfach wechselvoll und unbeständig und ohne Beharrlichkeit ist, so müssen wir gleichwohl von einem vernünftig denkenden Menschen und gläubigen Christen in Verfolgung seines besten, seines höchsten Zieles, nämlich der Rettung, des Heiles seiner Seele, Festigkeit, Stetigkeit und Beharrlichkeit fordern.

Aber das ist, was uns leider vielfach mangelt. Gut sein und gut werden, will zuletzt jeder, aber es fehlt am beharrlichen Streben. Wie viele haben die klare Erkenntnis, wenn du nicht diese oder jene böse Gelegenheit beharrlich meidest, kommst du nie aus der Sklaverei dieser oder jener Sünde und Leidenschaft heraus. Wie viele nehmen auch meinetwegen nach einer guten Beichte einen Anlauf, aber sie beharren nicht. Klopft die Versuchung wieder an die Türe ihres Herzens, malt die Phantasie sich wieder die frühere Lust der Sünde vor, überwindet der alte Hang wieder die Kraft des Widerstandes, dann vergißt der Mensch seine guten Vorsätze, seine geistige Spannkraft läßt nach, und mit der Rückkehr in die Gelegenheit kehrt er auch wieder in das alte Geleise der Sünde zurück.

Wie viele, die sich sagen müssen, daß sie ihr religiöses Leben, was Gebet, Kirchenbesuch und Sakramentenempfang anlangt, zu sehr vernachlässigt haben, machen darum gute Vorsätze, halten sie auch eine Zeitlang, aber sie haben keine Kraft zu beharren, und so sind sie bald wieder in dem alten Schlendrian, in der alten Lauheit.

Wie viele von uns stehen unter der Tyrannei mancher, vielleicht nicht gerade böser Gewohnheiten, aber doch solcher, deren Ueberwindung ihren Willen stärken, und mit der Stärkung des Willens in diesem Punkte auch sie auf anderen Punkten fester und standhafter machen würde.

Bei wie vielen z. B. ist das Bedürfnis zu rauchen eine wahre Tyrannei, unter der ihnen viel Zeit verloren geht, die ihnen viel kostet, die sogar auf die Dauer auch ihrer Gesundheit nachteilig werden kann. Wie oft sagen sie sich, oder wird ihnen gesagt, sie sollen es dran geben oder wenigstens beschränken, sie tun es auch eine Zeitlang, aber beharren nicht, und bald wandern sie wieder unter den alten Joch.

Wie viele aus dem weiblichen Geschlecht werden von der Putzsucht beherrscht. Sie erkennen in guten Momenten, wie unedel, unfein und niedrig das ist, wie viel Geld sie törichterweise wegwerfen, wie viel Verdruß sie ihrem Manne bereiten, machen auch wohl gute Vorsätze, aber die nächste neue Hutform oder der nächste neue Kleiderschnitt oder eine neue Kleiderfarbe, die sie in einem Fenster sehen, wirft alle ihre guten Versuche über Bord. Unbeständigkeit, keine Beharrlichkeit. Wie gelangen wir denn zur Beharrlichkeit?

Es gibt zunächst große allgemeine Entschlüsse, die das gesamte Dasein umfassen, die das ganze Leben nach einem Pole einstellen. Sie geben mit einem Ruck dem ganzen Leben ein beharrliches Streben.

Das sind die Entschlüsse großer, edler Seelen, z. B. derer, die Heimat, Lebensfreude und Besitz verlassen, um in einer klösterlichen Genossenschaft sich ausschließlich dem Dienste Gottes und der Armen und Kranken zu widmen und durch ein Gelübde sich zu der Treue und Beharrlichkeit in diesem Berufe verpflichten.

In diesem Falle ist die Beharrlichkeit gewöhnlich nicht zu schwer; denn ist der Hauptentschluß wohl und gehörig erfaßt und durch Aufnahme in die klösterliche Gemeinschaft zum Ideal geworden, so gehen die kleinen Teilentschlüsse, nun auch dem Ideal treu zu bleiben, aus diesem Hauptentschluß hervor, wie die Folgerungen aus einem mathematischen Lehrsatz.

Wie nun für die Ordensleute der einmal großmütig erwählte Beruf und das Gelübde und damit die ein für alle Mal als Pflicht übernommene Lebensordnung Mittel zur Beharrlichkeit ist, so sind es für uns die selbst zu wählenden Lebensregeln und die durch sie gegebene Lebensordnung.

Ueberhaupt nur den Entschluß fassen, sich eine Lebensregel zu geben, eine Tagesordnung halten wollen, ist so viel wert, denn da zeigt der Wille, daß er sich unabhängig machen will von äußeren Einflüssen, von Neigungen, von Zeitvertreiben, von Zeitvertrödeln, von Zeittotschlagen, daß er also der Zeit überhaupt auch für sein inneres Leben einen Wert beilegt, und nicht allein für den Erwerb, die Lust, das Vergnügen.

Und wenn er nun einmal entschlossen ist, sein Leben in diesem und jenem für den Fortschritt seines Seelenlebens als wichtig oder förderlich erkannten Punkte zu regeln und zu ordnen und nun auch an der Regel festzuhalten und danach zu handeln, sobald dieser einzelne Punkt mit seiner Forderung zur Tätigkeit oder zur Selbstüberwindung an ihn herantritt, dann ist der Weg zur Beharrlichkeit beschritten.

Auf die Regelmäßigkeit der Uebungen kommt alles an. Wer

nicht regelmäßig sein Morgen- und Abendgebet betet, unterläßt es bald ganz; wer nicht regelmäßig Sonntags zur h. Messe geht, bleibt bald ganz der Kirche fern; wer einmal Ostern überschläft, kommt in der Regel lange Jahre nicht mehr, vielleicht erst auf dem Sterbebett noch dazu; wer nicht bei jeder Gelegenheit gegen die zornige Aufwallung ankämpft, wird über diesen Löwen nie Herr; wer bei einer Kaffeevisite meint, er dürfe einmal seiner Zunge über den Nächsten freien Lauf lassen, tuts in jeder und der Ehegatte, der ein einziges Mal an einem Abend glaubt, der Treue gegen seine Frau vergessend, verbotene Wege wandeln zu dürfen, wandelt sie immer wieder.

Das böse Wörtchen: „Einmal ist keinmal" ist der schlimmste Feind der Beharrlichkeit. Und doch ist die Beharrlichkeit des edelsten Strebens wert, Bedingung jedes Tugendfortschrittes und mit der tiefste Grund des Seelenfriedens.

„Besäße der Mensch die Beharrlichkeit," sagt ein chinesischer Spruch, „so wäre ihm fast nichts unmöglich" und ein anderer:

Ist Felsen auch der Boden,
Die Saat verstreue nur,
Es träufelt auf den Felsen,
Wie auf die grüne Flur,
Des Ew'gen milder Regen.
Beharrlichkeit, Geduld!

Barmherzigkeit ist die Wurzel der Bekehrung.

Vor nicht langer Zeit kam in einem gewerblichen Städtchen Mitteldeutschlands ein reicher und angesehener Baumeister auf das Sterbebett. In seinem Leben stellte derselbe keineswegs das Bild eines christlichen Mannes dar, obschon er aus gut katholischer Familie und aus ganz katholischer Gegend stammte. Die Gesellschaft freigeistiger Fabrikherren und Doktoren umstrickte ihn und zog ihn gänzlich auf die gewöhnliche Bahn seichter Aufklärung und äußerster Religionsgleichgültigkeit. In jener Stadt gehörte es zum vornehmen Ton und war es in den höheren Gesellschaftsschichten sowohl bei Katholiken als Protestanten Sitte, Kirche und positive Religion zu ignorieren oder gar zu verachten. Die Arbeiterschaft hat von jenen Herren viel gelernt; sie ist heute bis auf verschwindende Ausnahmen überzeugt sozialdemokratisch und gottlos.

Ein schöner Zug aber an jenem Baumeister legte Zeugnis ab, daß in seinem Herzen doch noch still die Flamme des Glaubens glühte. Er war stets bereit, dem Nächsten in der Not zu helfen; insbesondere stand er den barmherzigen Schwestern in ihrem dort sehr schwierigen Berufe mit Rat und Tat zur Seite. Er betrachtete sich fast als den Anwalt ihres Hauses und gab hochherzige Spenden, wenn die Schwestern in bedrängte Lage gerieten. Niemand aber kannte seine Wohltaten als die Schwestern und Gott der Barmherzige allein.

Als er nun in todesgefährlicher Krankheit dalag, wurde er oft von den Schwestern besucht und gebeten, die heiligen Sterbesakramente zu empfangen. Da er Anfangs den Empfang hinausschob, so beteten die Schwestern für ihren Wohltäter und flehten Gott innig an, er möge doch dem barmherzigen Sterbenden die Gnade der Bekehrung gewähren. Ihr Gebet fand Erhörung; noch zur rechten Zeit versöhnte sich der Kranke mit Gott, bereute seine Gleichgültigkeit und bedauerte seine Verirrung auf das tiefste. „Die Gesellschaft, die Gesellschaft," so klagte er, „war schuld an meinem Unglück." Deine Barmherzigkeit aber, lieber Mann, so möchte man seine Worte ergänzen, an deinem Glück, an deinem guten Tode.

Als ich die genaue Nachricht über diese Bekehrung von der Oberin jenes Schwesternhauses vernahm, erinnerte ich mich lebhaft eines ähnlichen Falles aus einem Städtchen am Rhein. Ein reicher Weingutsbesitzer, hoch in den Achtzigern stehend, verschob auf seinem Sterbebette die Beichte von einem Tag auf den anderen. Schon war die österliche Zeit vorüber, und noch wollte der altersschwache Mann nicht beichten. Er redete sich allerdings allerlei zur Entschuldigung ein. „Ich mache eine große Reise," sagte er, „und dazu muß man sich außerordentlich vorbereiten." Es war freilich kein böser Wille bei ihm, denn er erfüllte seine Christenpflichten sonst immer gewissenhaft. Allein seine Umgebung fing an, besorgt zu werden, daß er, ohne die hl. Sakramente empfangen zu haben, in seiner Schwäche einmal bleibe. Die barmherzige Schwester aber, welche von Zeit zu Zeit zum Besuche im Krankenzimmer erschien, sagte dem entgegen bestimmt: „Er wird nicht so dahinsterben, dafür war er viel zu barmherzig." Sie wußte es; wenn sie Wein zur Stärkung für ihre Kranken bedurfte, wenn ein armes Kind ein warmes Röckchen für den Winter nötig hatte, besonders wenn sie für die Weihnachtsbescheerung sammelte, so konnte sie seine Adresse und war dessen sicher, daß sie nicht vergeblich anklopfte. In der Tat beichtete der Kranke bald und ließ sich mit den Sterbesakramenten versehen; er ward mir zum neuen